

Radio predigt

Ulrich Scherrmann

«**Einladung verweigert?**»

Mt 22, 1-10

Martina Müller

Nichts ist unmöglich!

Mk 9, 17-27

R.-katholische Radiopredigt «Einladung verweigert?» Ulrich Scherrmann, Religionslehrer Mohres 16, 9056 Gais	3
Evangelische Radiopredigt Nichts ist unmöglich! Martina Müller, Pfarrerin Pfarrhaus, 7107 Safien Platz	8

ISSN 1420-0155

Herausgeber: Katholischer Mediendienst, Bederstrasse 76, 8027 Zürich,
und Reformierte Medien, Badenerstrasse 69, Postfach, 8026 Zürich.
Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdruckes, der fotografischen
und audiovisuellen Wiedergabe sowie Übersetzungen bleiben vorbehalten.

Bestellungen und Versand:

Kanisius Verlag, Radiopredigt, Postfach 880, CH-1701 Freiburg,
Telefon: 026 425 87 40, E-Mail: verlag@canisius.ch.

Erscheint wöchentlich. Einzelpreis SFr. 5.–. Abonnement-Versand monatlich.
Jahresabonnement ab 2002, zirka 90 Predigten in 45 Broschüren, SFr. 52.–;
übrige europäische Länder: € 38.50 bzw. SFr. 56.– (inkl. Porto);
Übersee: € 40.50 bzw. SFr. 59.– (inkl. Porto).

Herstellung: Kanisiusdruckerei AG, CH-1701 Freiburg.

«Einladung verweigert?»

Mt 22, 1-10

Langsam geht sie zu Ende – die Zeit, in der wir in den Sommer- und Herbstwochen samstagnachmittags hupende Autos in unseren Strassen hören. Hupkonzerte, die ein Brautpaar, das sich eben in der Kirche das Ja-Wort gab, auf dem Weg zu ihrem Fest begleiten.

Hochzeit – hohe Zeit, eine Zeit, in der Menschen sich ihr Vertrauen zueinander vor Gott und den anwesenden Menschen versprechen, ist etwas Aussergewöhnliches. Hochzeit ist etwas, das man feierlich begeht, weil es so einmalig ist, so aussergewöhnlich im Ablauf eines Lebens.

Von einer Hochzeit ist auch im heutigen Evangelium, das in unseren Kirchen verkündet wird, die Rede.

Jesus erzählte ihnen noch ein anderes Gleichnis: Mit dem Himmelreich ist es wie mit einem König, der die Hochzeit seines Sohnes vorbereitete. Er schickte seine Diener, um die eingeladenen Gäste zur Hochzeit rufen zu lassen. Sie aber wollten nicht kommen. Da schickte er noch einmal Diener und trug ihnen auf: Sagt den Eingeladenen: Mein Mahl ist fertig, die Ochsen und das Mastvieh sind geschlachtet, alles ist bereit. Kommt zur Hochzeit! Sie aber kümmerten sich nicht darum, sondern der eine ging auf seinen Acker, der andere in seinen Laden, wieder andere fielen über seine Diener her, misshandelten sie und brachten sie um. Da wurde der König zornig; er schickte sein Heer, liess die Mörder töten und ihre Stadt in Schutt und Asche legen. Dann sagte er zu seinen Dienern: Das Hochzeitsmahl ist vorbereitet, aber die Gäste waren es nicht wert eingeladen zu werden. Geht also hinaus auf die Strassen und ladet alle, die ihr trifft, zur Hochzeit ein. Die Diener gingen auf

die Strassen hinaus und holten alle zusammen, die sie trafen, Böse und Gute, und der Festsaal füllte sich mit Gästen. (Mt 22,1-10)

Wenn Sie heute in der Situation des Königs wären, käme sicherlich auch bei Ihnen Enttäuschung auf. Sie würden sich vermutlich fragen, ob man die rechten Freunde und Verwandten hat, die man einlädt. Vielleicht stellt sich auch eine Trotzreaktion ein – nach dem Motto: «Wenn sie nicht kommen wollen, sollen sie doch bleiben, wo sie sind. Sie sind sowieso nicht wert, dass ich sie überhaupt eingeladen habe.»

Irgendwie ist es doch paradox: da wird ein schönes Fest gefeiert und die Eingeladenen sagen ab; statt im Gespräch, bei gutem Essen, Musik und Tanz anderen Menschen zu begegnen, haben sie den Kopf nur voller Arbeit. Sie bleiben in ihrer Welt, in ihrem Alltagstrott gefangen, sie nehmen nicht in den Blick, dass es neben Arbeiten und Wirtschaften auch noch – zumindest zeitweise – wichtigere und schönere Dinge gibt. Geradezu grotesk wird ihre Einstellung, wenn es heisst, dass die Eingeladenen sogar noch darüber erbost sind, dass sie überhaupt eingeladen werden.

Gewiss, in diesem Gleichnis steckt eine gehörige Portion Kritik an der religiösen Obrigkeit zur Zeit Jesu. Die Pharisäer, die Gruppe der Frommen, waren die zuerst Eingeladenen; sie aber lehnen ab. Und diejenigen, die nicht berufen zu sein scheinen und doch die Einladung annehmen, sind die Zöllner und Sünder; es sind also diejenigen, die nach Auffassung der damaligen Frommen ausgeschlossen waren vom Bund Gottes mit seinem Volk.

Beziehen wir das Gleichnis Jesu jetzt auf unsere Zeit, dann kann es uns erschrecken: Jesus hält nämlich uns heutigen Menschen den Spiegel vor. Haben nicht auch wir in unserer Beziehung zu Gott oft Wichtigeres zu tun? Bleiben nicht auch wir so oft gefangen in der Banalität unserer Alltagswelt, dass wir uns um Gott

überhaupt nicht mehr kümmern? Haben wir Gott oft nicht sogar schon ganz vergessen? Gewiss, in Situationen, in denen es uns schlecht geht, in denen wir existentiell durch eine Krankheit oder eine Lebenskrise bedroht sind, da rufen wir Gott an, dass er uns helfen möge. Damit machen wir aus Gott einen Gott für Notfälle, letztlich einen Götzen, der uns, wenn es uns dreckig geht, helfen soll. Der Theologe Karl Rahner wurde einmal gefragt, was seiner Meinung nach die gefährlichste aller Irrlehren sei; und seine Antwort war: «An Gott nur dann zu glauben, wenn er uns hilft, oder besser: wenn er uns helfen soll.»¹

Die grossen biblischen Bilder vom Mitgehen Gottes z.B. beim Auszug des Volkes Israel aus Ägypten, sind nicht nur Bilder der Vergangenheit. Sie drücken auch eine Gegenwart und einen bleibenden Bestandteil unseres Glaubens aus. Gott will mit uns durch unser Leben gehen. Er bietet jedem einzelnen Menschen seinen Lebensentwurf an; wir Menschen können ihn annehmen oder verweigern. Gott will treuer Begleiter sein, der uns den Weg führt, den ER für uns bereitet hat. Dazu braucht es allerdings unser Vertrauen, Vertrauen und Hingabe an IHN; dies ist sicherlich etwas, was uns in der heutigen Zeit schwerfällt. Von daher scheint es mir wichtig, uns bewusst zu machen, dass Gott nicht unser Verderben, sondern unser Glück und unsere Erfüllung möchte – auch wenn dies nicht immer vordergründig so zum Ausdruck kommt, wenn auch viel Rätselhaftes und Unerklärliches uns im Leben begegnet.

Und wir? Haben wir nicht tausenderlei Entschuldigungen, wenn Gott uns ruft, wenn er uns einlädt, mit ihm unser Leben zu gestalten? Gleichsam ohne Worte antworten wir ihm sehr konkret: Geschäft, Arbeit, Freizeit oder Vergnügen sind mir jetzt wichtiger.

¹ Paul Imhof u. Hubert Biallowons (Hrsg.): Glaube in winterlicher Zeit. Gespräche mit Karl Rahner aus den letzten Lebensjahren, Düsseldorf 1986, 197.

Wie schnell meinen wir, eine Sendung im Fernsehen anschauen zu müssen – und berauben uns um eine Zeit der Stille und Ruhe. Wir berauben uns einer Zeit, in der wir auf Gott hören könnten und Entscheidungen vor unserem Gewissen überprüfen müssten. Wie schnell meinen wir, dass wir noch diesen Freund oder diese Kollegin besuchen müssen – und merken dabei gar nicht, dass wir überhaupt nicht mit unserem Herz dabei sind. Jeder Mensch hat genügend solcher Ausreden, die er anführen könnte, wenn er die Einladung Gottes erhält. Die Ausreden und Gründe können sogar noch sehr triftig sein, wir können Entschuldigungen haben, die uns sehr gut und durchschlagend scheinen. Doch letztlich bleibt der Sachverhalt bestehen: wir schlagen die Einladung Gottes oftmals aus. Wir sagen damit indirekt zu Gott: ich möchte nicht, dass Du in mein Leben hineinregierst, ich möchte nicht, dass du jetzt über mich bestimmst. Ich möchte selbstbestimmt und selbständig mein Leben führen und mit Dir nichts zu tun haben.

Erschwerend, aber nicht entschuldigend, kommt hinzu, dass es nicht immer leicht ist, den Ruf Gottes in unseren Alltag hinein wahrzunehmen. Wir erhalten ja keine Einladungskarte, auf der wir schwarz auf weiss darauf hingewiesen werden, was zu tun ist.

Ich persönlich erlebe es als eine grosse Hilfe, dass es in unserer christlichen Tradition einen Weg gibt, die Spuren Gottes im persönlichen Leben wahrzunehmen. Dieser Weg stammt vom Gründer des Jesuitenordens, Ignatius von Loyola. Ignatius empfahl, am Ende eines jeden Tages Rückblick darauf zu halten, was ich an diesem Tag erlebt habe. Man nimmt sich einen Augenblick Zeit, auf den Tag, mit dem, was sich ereignet hat, noch einmal zurückzublicken: Arbeit, Begegnungen mit Menschen, Freuden, Ärgernisse. Es bleibt aber nicht nur bei der Betrachtung allein stehen, sondern man spürt auch den Gefühlen nach, die diese Begegnungen oder die Arbeit ausgelöst haben. In einem dritten Schritt kann ich mich fragen: Gibt es in diesen Begegnungen, gibt es in diesem Alltag etwas, das Gott mir sagen

wollte? Hat Gott mich in einer Begegnung, in einem Gespräch mit einem Freund oder sogar mit einem Gegner gerufen, hat er mir etwas Wichtiges mitteilen wollen?

Dieser Rückblick auf den Tag darf nicht nur als eine fromme Innerlichkeit verstanden werden; es ist die Konfrontation meines Lebens unter dem Anspruch Gottes: habe ich heute seinen Willen wahrgenommen – habe ich heute seinen Willen, der ganz konkret an mich ging, gelebt? Habe ich mir z.B. Zeit für IHN in der Stille, im Gebet genommen; habe ich Menschen dort unterstützt, wo sie meine Hilfe gebraucht haben; habe ich dort widersprochen, wo Menschen als Ebenbild Gottes missbraucht und ausgenutzt wurden?

Das heutige Evangelium ist weit mehr als eine Erzählung über ein Hochzeitsmahl. Es ist ein Gleichnis, in dem Jesus auch uns heutigen Menschen etwas zu sagen hat. Nehmen wir seine Einladung an, lassen wir Gott in unser Leben hinein, der das Fest und die Freude ist. Legen wir die verweigernden Entschuldigungen beiseite. Befreien wir uns von ihnen, weil sie unser Leben letztlich nicht reicher, sondern nur trister und grauer machen.

Nichts ist unmöglich!

Mk 9,17–27

Ich möchte Sie heute dazu anstiften, darüber nachzudenken, wie Sie glauben. Nicht «was», sondern «wie» Sie glauben. Ich gehe in meinen Gedanken aus von einer Begebenheit, die im Evangelium des Markus erzählt wird. Es geht dabei einerseits um eine Heilung und andererseits um eine Auseinandersetzung über Glauben. Dieser zweite Schwerpunkt der Geschichte interessiert mich heute.

Sie steht im 9. Kapitel bei Markus, in den Versen 17–27. Markus erzählt, wie Jesus eines Tages dazukommt, als seine Jünger mit ein paar Theologen streiten. Einer hatte seinen epilepsiekranken Sohn zu Jesus bringen wollen. Er bat, da Jesus nicht da war, seine Jünger, das Kind zu heilen. Aber diese «vermochten» es nicht. Sie konnten es nicht. Jesus lässt das Kind zu sich bringen und der Vater bittet ihn: «Wenn du etwas vermagst, wenn du die Macht hast, hilf ihm.»

Dann heisst es wörtlich: Jesus aber sprach zu ihm: Wenn du vermagst? Alles ist möglich dem, der glaubt! Da schrie der Vater des Knaben auf: Ich glaube, hilf meinem Unglauben!

Jesus heilt dann das Kind.

Assoziationen. Erfahrungen

Um diese Geschichte habe ich lange Zeit einen Bogen gemacht. Nicht wegen der Heilung. Damit kann ich gut umgehen. Aber diese Sache mit dem Glauben!

«Alles ist möglich dem, der glaubt!»

Das ist doch einfach nicht wahr! Wieviele Menschen haben ihren ganzen Glauben in eine Sache, in einen Wunsch investiert, haben gebetet darum, dass geschieht, was sie sich wünschten. Und sind

doch gescheitert! Haben sie also zu wenig geglaubt? Oder nicht das Richtige?

«Alles ist möglich dem, der glaubt», das klang in meinen Ohren immer wie ein frommer Leistungsauftrag. Es setzte mich unter Druck und weckte Schuldgefühle und Zweifel an mir selbst.

Der Satz erinnerte mich an das Sprichwort: «Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg.» Und an die Placebowirkung von Medikamenten: «Du musst nur fest daran glauben, dann wirkt es auch.» Aber die Erfahrung lehrt doch, dass es so einfach nicht ist.

Dann fing ich an, Jesu Satz «Alles ist möglich dem, der glaubt» auseinanderzuklauben, zu drehen und zu wenden und zu schütteln.

Nun ist er für mich eine der vielen Aussagen des Zimmermanns von Nazareth, die mir einen weiten Raum öffnen, die mich frei atmen lassen im Vertrauen auf die unendlichen Möglichkeiten Gottes.

Was dasteht: «Alles ist möglich dem, der glaubt.»

Jesus sagt: «Alles ist möglich...» Es heisst nicht: alles ist dir oder mir möglich! Dann bedeutet es also nicht: Ich kann alles. Ich habe die Macht zu allem, wenn ich nur weiss, wie ich es machen muss. Der Satz hat nichts zu tun mit frommer Trickzauberei.

«Alles ist möglich», das heisst: Alles, auch das Schlimme, das Schreckliche. Es wäre auch möglich gewesen, dass das Kind nicht gesund wird, dass es stirbt. Alle Möglichkeiten, die das Leben vorgesehen hat, und noch ein paar mehr, stehen offen. Nichts ist unmöglich. Das kommt schon in die Nähe unseres, manchmal erstaunten, manchmal entsetzten: «Es gibt nichts, was es nicht gibt.»

Weiter heisst es: «... dem, der glaubt»:

Diese Gesamtheit aller offenen Möglichkeiten wird nun in Zusammenhang mit Glauben gebracht: Wieder schaue ich zuerst auf das, was nicht im Bibelwort steht. Jesus sagt nicht: «Dem, der an mich glaubt, ist alles möglich.» Es steht da auch nicht:

«Dem, der glaubt, dass Jesus der Sohn Gottes ist, ist alles möglich.»

Hier ist die Rede von «glauben» ohne Objekt. Kein «glauben, dass...» und kein «glauben an...», sondern einfach: «glauben». Glauben im Sinn von Vertrauen haben und nicht im Sinne von Für-wahr-halten.

Jesus sagt auch nicht: «Dem, der stark genug glaubt, ist alles möglich.» Es geht also weder um den Inhalt des Glaubens noch um die Glaubensintensität. Es geht vielmehr um die Spannung zwischen Glaube und Unglaube, zwischen Vertrauen haben und Hoffnungslosigkeit.

Ohne Objekt, aber nicht ohne Grund: Bei Gott ist alles möglich.

Worauf stützt sich aber dieses Vertrauen? Das dürfte doch entscheidend sein. In einem anderen Zusammenhang sagte Jesus einmal: «Bei Gott ist alles möglich.» Jesus drückt also aus: Glauben heisst, vertrauen in Gott als die Gesamtheit aller Möglichkeiten.

Nicht ich habe alle Möglichkeiten, nicht ich kann alles.

Aber ich vertraue darauf, dass alle Möglichkeiten existieren.

Mehr noch: Ich weiss, dass ich ein Teil dieser göttlichen Möglichkeiten bin.

Noch anders gesagt: Nicht ich habe die Macht, sondern die Macht hat mich.

Von irgendetwas zu sagen, es sei unmöglich, würde nach diesem Verständnis die göttliche Macht eingrenzen. Und dies ist ein Widerspruch in sich.

Zwei Arten zu glauben

Geholfen zu diesem Verständnis hat mir wieder einmal Martin Buber, der jüdische Philosoph, mit seiner Unterscheidung der zwei Glaubensweisen. Danach gibt es zwei unterschiedliche Arten zu glauben, völlig unabhängig von der Religion, der jemand angehört:

Die eine Art ist eben dieses Vertrauen, das nicht begründet werden muss und nicht begründet werden kann. Es ist ein Urvertrauen. Es wird ausgedrückt in frommen Sätzen wie: «Ich gehöre zu Gott, ob ich lebe oder sterbe.» Oder: «Nichts kann uns trennen von Gottes Liebe.» Dieses Vertrauen verbindet. Es bringt mich in Kontakt mit allem Lebendigen, mit den Menschen um mich. Alles ist durchdrungen von der göttlichen Möglichkeit. Auch das, was ich nicht verstehe, auch das, was mir Mühe macht. Dieses Vertrauen ist ein Tun. Es ist in Bewegung, kann sich entwickeln, ist manchmal mehr, manchmal weniger. Es ist verbunden mit meinem ganzen Leben. Ich kann mich darin mit anderen Menschen verbinden, wir können uns gegenseitig darin bestärken. Da sind Glauben und Leben nicht auseinanderzuhalten, geschweige denn zu trennen.

Die andere Art versucht, feste Antworten zu finden, Glaubenssätze, die ich dann für wahr halten muss. Nur wenn du das oder das glaubst, also für wahr hältst, bist du gerettet oder erlöst oder auserwählt. Diese Art zu glauben, das Für-wahr-halten, schliesst immer einen grossen Teil der Möglichkeiten aus. Diese Art zu glauben muss sich immer wieder abgrenzen von denen, die einen anderen Glauben haben. Dieser Glaube ist ein Zustand, der mit dem Leben als Ganzes wenig zu tun hat. Über solche Glaubenssätze, die für-wahr-gehalten werden müssen, kommt es immer wieder zu Streit, wenn nicht gar zu Religionskriegen.

Jesu Glaube war das Vertrauen in Gottes grenzenlose Möglichkeiten. Die Sprache, die Jesus gesprochen hat, kannte gar kein Wort für das, was wir Glaube nennen. Sie kannte nur das Wort für Vertrauen.

Ich glaube, hilf meinem Unglauben

schreit der Vater des kranken Kindes. Ich vertraue ja, aber in mir ist auch Hoffnungslosigkeit. Die braucht Hilfe! Das kommt mir sehr nahe: Ich lebe im Vertrauen auf Gottes Möglichkeiten. Immer wieder.

Aber immer wieder verliere ich das Vertrauen. Weil ich ein Mensch mit beschränkten Möglichkeiten bin. Weil ich eben

längst nicht alles kann, was ich können möchte, meine ich, es gebe nicht mehr Möglichkeiten auf der Welt als die, die ich sehe. Ich bleibe in meinen Unmöglichkeiten stecken.

Um es in einem Bild zu sagen: Es wurde in meinem Leben eine Tür zugemacht. Und nun starre ich auf diese geschlossene Tür und sehe nicht, dass es daneben noch offene Türen und Fenster gibt.

Vertrauen auf Gottes Möglichkeiten, glauben im Sinne Jesu, könnte dann heissen: die offene Tür in meinem Leben suchen, auch wenn ich sie nicht sehe, weil ich weiss, dass es immer eine offene Tür gibt. Dabei können andere Menschen mir eine Hilfe sein.

Mehr noch: Wo das Vertrauen von verschiedenen Menschen sich verbindet, wo Menschen zusammen die offenen Türen im Leben suchen, erweist sich das Unmögliche als möglich.